

Emil Milan †

Autor(en): **A.B.**

Objektyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **20 (1916-1917)**

Heft 12

PDF erstellt am: **17.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Manchmal.

Manchmal klingen unsere Stimmen hart,
Und wir sagen ungezügelte Worte,
Die uns irreleiten zu dunkler Pforte,
Dahinter alles Land in Groll erstarrt.

Und manchmal erwachen wir traumverweht,
Und haben kein Erinnern an der Andern
Dasein, und vermeinen einsam zu wandern,
Lange schon, einsam wie der Herbstwind geht.

Dann taucht zuweilen ein Gesicht empor,
Das wir wie lange, wie lange vergessen:
Und auf einmal können wir ermessen,
Wie viel unser verirrtes Herz verlor.

J. V. Denner.

Emil Milan. †

Der wohlklingende Künstlername August Emil Meyerz (geboren in Frankfurt am 2. April 1859) weckt bei vielen von unsern Lesern liebe Erinnerungen an den besten deutschen Rezitator. Wehmütige Nachrufe begleiteten Milan, der am 14. März 1917 in Berlin starb, ins Grab. In der Wiedergabe stimmungsvoller, ernster wie humoristischer Erzählungen war und ist er bis auf den heutigen Tag unerreicht und seine Meisterschaft darin war so unbestritten, daß sie ihm den herzlichsten Beifall von Jung und Alt, von Gebildeten wie Ungebildeten eintrug und ihm, wo er einmal als Vortragender aufgetreten war — und dies geschah in allen größeren und mittleren, ja sogar kleinen Schweizerstädten — in der Folge immer wieder gefüllte Säle sicherte. Wir brauchen bloß an „Leberecht Hühnchen“ und „Frau Fönß“ zu erinnern, oder an Balladen von C. F. Meyer, wie „Die Füße im Feuer“, „Mit zwei Worten“, „Der Pilgrim“, dann etwa an das „Abendlied“ und das „Tanzlegendchen“ von Gottfried Keller und die tiefen Eindrücke, die er durch deren schlichten, aber von Herzen gehenden Vortrag zu erzielen wußte, werden wieder in uns lebendig und sagen uns aufs neue, welchen geistig-seelischen Gewinn wir durch die natürliche Wiedergabe Milans aus den Dichtungen zu ziehen vermochten. Er machte uns wie kein anderer den tiefen Unterschied zwischen dem geschriebenen und dem gesprochenen, durch die Kunst beseelten Worte fühlbar. Daß er diese Kunst auch in den Dienst schweizerischer Dichter stellte, soll ihm unvergessen bleiben.

Wer weiß, wie verrufen — und mit Recht verrufen — die Rezitationskunst vor dem Auftreten Milans war, der wird sein Verdienst um dieselbe um so eher zu würdigen wissen. Es will etwas bedeuten, wenn bei uns die Säle, die, wenn Rezitatoren zu uns kamen, eine gähnende Leere auf-

wiesen, sich fast plötzlich zu füllen begannen; wenn an die Stelle völliger Teilnahmslosigkeit, ja Verachtung gegenüber diesen „Künstlern“ lebendigstes Interesse, ja nachhaltige Begeisterung trat. Die rein sinnliche Organleistung, die Übertragung der Stimmbandschwingungen des künstlichen Tremolos, des falschen Pathos auf die Nerven des Zuhörers, die auch möglich war bei „Dichtungen“, welche kein Innenleben und keine eigene Stimmung besaßen, wurde ersetzt durch eine möglichst sinngemäße und vom Rezitator nachgefühlte Herausarbeitung des poetischen Gehaltes wertvoller und nachhaltig wirkender Dichtung. Wie verlogen, wie unecht die sich breitmachende schauspielerische Rezitationskunst war, ergibt sich aus der Tatsache, daß, wenn es gut ging, nur pathetische und rhetorische „Dichtung“ vorgetragen zu werden pflegte. Das schlichte, ehrliche und echte Gefühl fand keinen Dolmetsch, keinen Vermittler. Man hörte sogar z. B. staunend, angedonnert, die Ausbrüche ekstatisch erregter Menschen, die aufwandreiche, äußerlich schwingvolle Verse mit allem äußeren Aufwand wohlklingender Rhetorik vortrugen, welche scheinbar auf einen tragisch ergreifenden Ausgang hinarbeiteten, aber am Schlusse eine lächerliche Überraschung herbeiführten — und hielt dies für Kunst. Die bedeutsame Wandlung in diesen Dingen ist in erster Linie M i l a n zuzuschreiben; aber sie vollzog sich nicht von heute auf morgen, sondern bedurfte beharrlicher und Jahre dauernder, gewissenhafter Arbeit.

Durch meinen Verleger Haessel in Leipzig mit Milan bekannt geworden, der damals in Deutschland als Rezitator von Gedichten C. F. Meyers bereits einigermaßen bekannt war, bemühte ich mich im November 1891, für ihn in Basel einen Vortragsabend zu veranstalten. Ich begab mich zu Stephan Born, dem damaligen Hauptredaktor der „Basler Nachrichten“, der selber ein geistreicher Vorleser war, um ihn für Milan zu gewinnen, nachdem ich diesen in Karlsruhe zum erstenmal hatte rezitieren hören; allein der alte Herr war für die Sache nicht zu haben und riet mir nachdrücklich davon ab. Ich sehe und höre ihn noch, wie er die Hände verwarf und seine hohle Stimme zum Kassandraruß erhob: „Hände weg, junger Mann! In Basel ist nichts zu machen. Sehen Sie, da kam vor einem Jahr der berühmte Wilhelm Jordan zu uns, der Umdichter der Nibelungen, der als Rhapsode bereits einen Namen hatte, und rezitierte sein Heldenlied vor einem leeren Saale. Hände weg! rate ich Ihnen!“

Es nützte nichts, daß ich dem greisen Herrn erklärte, Milans Erzählkunst sei etwas ganz anderes, wir könnten ihn in der Schweiz, die von zweifelhaften Rezitatoren überlaufen war und den Ekel davon hatte, sehr wohl brauchen und ich verspräche mir von dessen Auftreten in unserm Lande eine geradezu heilsame Wirkung: Stephan Born war nicht zu befehlen und behielt zunächst Recht. Als wir einen Vortragsabend für Milan ankündigten, fleißig inserierten, Eintrittskarten drucken ließen und den Vorverkauf eröffneten, war dieser so gering, daß ich Milan, der in Köln bereits die Fahrkarte nach Basel gelöst hatte, telegraphisch abbestellen mußte.

Ein Jahr später brachten wir dieselben Eintrittskarten säuberlich an den Mann, vielmehr zumeist an die empfänglicheren Frauen, nachdem Milan im Hause eines kunstfreundlichen Baslers rezitiert hatte. Jetzt behielt der „junge Mann“ Recht, was mich um so mehr freute, als Milan sich von Jahr zu Jahr entwickelte und den Zuhörern immer Schöneres und Tie-

feres darbot. Kunst und Erfolg gingen Hand in Hand, was sich auch darin ausdrückte, daß Milan vom kleinen Schmiedenzunftsaal zur Aula der Universität und von „Leberecht Hühnchen“ zu den erhabenen Dramen von Aeschylus und Sophokles aufstieg und immer eine gleich willig und stets wachsende Zuhörerschaft fand. Jetzt konnte ich den Rezitator dem bekannten Dichter und einflussreichen Redaktor J. B. Widmann in Bern empfehlen, von dem er das romantische Epos „Jung und Alt“ in seinen Vortragschah aufnahm und der an seinem Ort für Milan eintrat. Nun war ihm der Weg nach Bern und Zürich, und von da nach ungezählten schweizerischen Ortschaften geöffnet, sodaß er bald, wie er sich ausdrückte, „mit der Schweiz sehr zufrieden war“. Fast Jahr um Jahr kam er bis 1916 zu uns, im Winter zu ernster, aufreibender Arbeit, im Sommer oft zur Erholung.

Die schöne Wirkung verdankte Milan wohl in erster Linie seinem starken Gedächtnis, das ihn befähigte, selbst größere Erzählungen frei vorzutragen, und ihn nur höchst selten für einen Augenblick im Stiche ließ. Seine großen helleuchtenden Augen ließ er während des Vortrages nie von der Zuhörerschaft wegshweifen; seine Blicke fesselten bald diese, bald jene Person und dann war's, als ob er mit ihr ausschließ-

lich spräche; aber die Erzählung vollzog sich in aller Ruhe, ohne schauspielerische Kniffe und Mätzchen, und baute sich so vor den Zuhörern auf, wie wenn sie eben gerade jetzt entstände und als ein Selbsterlebnis von ihm berichtet würde. Beschreibende Partien erzählte er ganz gelassen; um so mehr und um so überzeugender traten dann humorvolle oder leidenschaftliche Stellen hervor, an denen er innersten Anteil nahm, in denen er mit seinem ganzen Gemüt aufging. Man konnte seinen Vortragsstil also realistisch nennen. Unvergeßlich, wie er z. B. auf den „Indianertanz“ vorbereitete, den der glückliche Leberecht im einsamen Stübchen tanzt, nachdem seine etwas bucklige Gattin ihm ein gradgewachsenes Söhnchen geboren; unvergeßlich, wie er im Ton und Blick die unendliche Glückseligkeit des kleinen Weisen darzustellen wußte. Der Zuhörer fühlte sich genau so befreit wie der junge Vater, der bis zu dem Augenblicke hängen mußte, der erwartete Erdenbürger möchte etwas schief gewickelt sein.



Emil Milan.

Aber die tiefe Wehmut des „Pilgrims“, der sich mit dem Erdenschiedsal abgefunden, wußte er so ergreifend wiederzugeben, wie der Dichter sie empfand, und die majestätische Wirkung des Chores in den „Ananien des Jhyfus“ hat keiner so mächtig herausgebracht wie Milan. Und dennoch lag ihm das Humoristische mehr als das Tragische, weil er selber eine humoristische Ader besaß, die sich in seinen Briefen wie im mündlichen Verkehr ergoß. Er schrieb auch heitere, sich lustig reimende Verse und wußte in Gesellschaft verloren gegangene Fäden der Unterhaltung mit Glück wieder aufzugreifen und eine Entgleisung durch einen artigen Witz zu verdecken. In den Jahren 1891 und 1892 beschäftigte er sich auch mit der Abfassung eines Dramas. „Treue“ sollte es heißen und der Menschheit zeigen, daß Frauentugend und -Liebe auch heute noch kein „leerer Wahn“ sei. Ich glaube, es war gut, daß er dann rasch seinen wahren Beruf erkannte, der ihn ans Vortragspult und nicht vor die Rampen rief. Er machte ihn so rasch beliebt, daß Milan mir schon im August 1892 erfreut melden konnte, er sei auf den kommenden Winter bereits für 26 Rezitationsabende in verschiedenen großen Städten Deutschlands fest bestellt, während er im vergangenen Herbst bloß 4 feste Einladungen hatte.

Nun durfte er als Dreiunddreißigjähriger daran denken, seine Braut, Adele Doré, die mit ihm als Schauspielerin in Köln angestellt war, endlich als Gattin heimzuführen, da ein gutes Einkommen gesichert war, das bei bescheidener Lebenshaltung im Notfalle für beide ausreichen konnte, d. h. wenn seine Frau als solche etwa genötigt werden sollte, ihren Beruf aufzugeben. Er tat den Schritt aber nicht, ohne die Zustimmung seiner treuen Mutter, an deren Segen ihm gelegen war, und die seiner lieben Schwester einzuholen, die beide um seine zukünftige Lage etwas besorgt waren. Nicht ganz ohne Grund, da er genötigt war, ein Hochzeitzanleihen zu machen. Ich weiß, daß er es mit kaufmännischer Pünktlichkeit zurückerstattete, und die trüben Ahnungen der Mutter, deren Mann gestorben, als Emil erst 10 Jahre alt war, erfüllten sich nicht. Er hatte, wie er uns schrieb, alles nach allen Richtungen und mit größter Vorsicht überlegt und hielt es für das einzig Richtige, sobald als möglich zu heiraten. Seit er zur Bühne gegangen war, hatte er allerdings mit den „entsetzlichsten Sorgen zu kämpfen gehabt“, war aber nun so weit, daß er beruhigt und heiter in die Zukunft blicken konnte.

Die göttlichen Gaben Humor und Zuversicht blieben ihm erhalten, und der Erfolg war nur das Erzeugnis seiner kaufmännischen Umsicht — die bekanntlich auch Shakespeare und Schiller nicht zur Unzierde gereichte —, und seiner erstaunlichen Willenskraft und Ausdauer. Diese kommt nicht nur darin zum Ausdruck, daß er einen ganzen Winter hindurch beinahe Tag für Tag und Nächte hindurch im Eisenbahnzug sitzen und am Abend in aller Frische 1—2 Stunden öffentlich sprechen konnte und zwar mit einer Sammlung aller Nervenkraft, die jedem Worte seine Bedeutung und seine Wirkung sicherte, sondern auch darin, daß er beständig höhern künstlerischen Zielen zustrebte und sie auch erreichte. Auch sein außergewöhnlicher Lebensgang ist ein Beleg dafür: Der Gymnasiast, der Theologie zu studieren bestimmt war, hatte in eine kaufmännische Lehre zu treten, war eine Zeit lang Reisender und ging dann zur Bühne über. (Er war seinerzeit als Inhaber von epischen Rollen mit den Meinigern in der Schweiz.) Der Bühne wandte er nach einigen Jahren den Rücken und machte sich als Rezitator selbständig;

als verheirateter Mann ließ er sich im Jahre 1899 mit 40 Jahren an der Universität Zürich immatrikulieren, wo er hauptsächlich bei Prof. Bachmann sieben Semester Germanistik betrieb, und erwarb sich den Dokortitel. In mehreren Schweizerstädten hatte er schon vor wie nach der Erwerbung des akademischen Grades Kurse über Vortragskunst gegeben und viele hundert Schweizer Lehrer und Lehrerinnen in ihr inneres Wesen eingeführt und instand gesetzt, die Schönheit der Dichtungen noch weiteren Kreisen Tausender von Schülern und Schülerinnen durch angemessene Sprechkunst nahezubringen. Nun erhielt er einen Ruf als Lektor an die Universität Berlin, die ihm bald den Professortitel verlieh. Zugleich wirkte er als Lehrer an der Reinhardt'schen Schauspielschule. Emil Milan war ein Mann aus eigener Kraft. Mit ihm ging der beredteste Sachwalter der deutschen Dichter auf seinem Gebiete dahin. Sein höchstes Bestreben war, nicht sich selbst, sondern den Dichter, den er seinen Zuhörern vorkührte, zum Wort kommen zu lassen. Dabei war er allerdings stolz genug, seine Kunst nicht an Unwürdige zu verschwenden; auch wußte er genau, was sich vortragen ließ, und richtete sich, soweit es ging, nach der Empfänglichkeit des Publikums. Nicht selten trug er unentgeltlich in großen Arbeiterversammlungen vor und dann war die Dankbarkeit seiner Zuhörer seine reinste Freude. Als Sprechkünstler war er gewissenhaft darauf bedacht, seine heimische Sprechweise nach Möglichkeit zu reinigen, ohne das Frankfurter Kind ganz verleugnen zu wollen. Er war betroffen, als ich ihn einmal auf die Nasalierung von „Stein“ und „Bein“ u. s. w. als etwas Unschönes aufmerksam machte, und ging sofort daran, sich das Übel abzugewöhnen. Seine Vortragsweise war ebenso vornehm und schlicht, wie innerlich und echt; ungezählten Zuhörern und Schülern Milans ist die Dichtung durch ihn zum beglückenden Lebensbedürfnis geworden.

H. B.

Begegnung.

Mir ist's, ich kenne dich schon lange,
 Wo war es nur, als wir uns sah'n?
 Ich sinne hin und her — vergebens,
 Wo, holde Maid, durst' ich dir nah'n?

Geschah es einst vielleicht im Traume,
 Daß meine Seele deine fand,
 Und daß mich seither tiefes Sehnen
 Geheimnisvoll mit dir verband?

Es klang wie Silberglockenweisen
 Bei unserm ersten Erdennah'n —
 Es nahm ein sonnengolden Märchen
 Gestalt und Lebensformen an!

Wie ist verwandelt jetzt mein Wesen,
 Und neue Ziele such' ich mir . . .
 Und trocken kann ich jedem Sturme
 So ganz allein mit Gott und — dir!

Otto Holliger, Bern.